

Unser Heiligkeitsstreben im Sonnenglanz des Glaubens.

Tugendleben sprießt auf jedem Boden, in der katholischen Kirche und in protestantischen Gemeinden, im christlichen Europa und im heidnischen Orient. Unsere Zeit hat eine Vorliebe dafür, es überall aufzuspüren, zu erforschen, zu bewundern. Wer Tugend lehrt, wird gefeiert, nicht weniger jener, der sie mit besonderem Eifer übt: Christus und Buddha, Franz von Assisi und Tolstoi, Ignatius und Tagore. Legt das nicht den Gedanken nahe, Heiligkeit sei unabhängig von Religion, Glaubensüberzeugung? Wie könnte sie sich sonst überall finden, wie könnte umgekehrt die Lehre, die sich die allein wahre nennt, so viele unheilige Anhänger haben? Noch eine andere Erwägung scheint zum selben Schluß zu führen: Katholische Heiligkeitslehre rühmt sich ganz vernunftgemäß zu sein. Braucht sie dann noch die Hilfe des Glaubens?

Auf solche Fragen und Einwände könnte man kurz erwidern, katholische Heiligkeit sei nichtsdestoweniger wesentlich verschieden von jeder andern, mangelhaftes Tugendleben beweiße keine mangelhafte Tugendlehre, die Vernunftgemäßheit christlicher Abzese schließe Unvernünftigkeit, aber nicht Übervernünftigkeit aus. Viel nützlicher ist es sicherlich, die katholische Lehre vom Werden, Wachsen und Sich-Vollenden der Heiligkeit, oder wenigstens einige ihrer Hauptsätze vorzulegen. So werden wir zuerst einen ganz neuen Begriff von Heiligkeit gewinnen und gleichzeitig zu Erkenntnissen gelangen, die für die katholische Abzese und ihre Eigenart von größter Bedeutung sind. Wir werden aber auch ihre überragende Vollkommenheit kennen lernen und zugeben, daß für die durch sie gebildeten Heiligen im höchsten Sinn das Wort des Heiligen Geistes gilt: Der Pfad des Gerechten ist wie das strahlende Licht [der Sonne], das vorangeht und wächst bis zum vollen Tag (Spr. 4, 18).

Im gewöhnlichen Sinn des Wortes ist Heiligkeit und Vollkommenheit eine Eigenschaft des Willens. Sie besagt, daß der Wille ganz Gott gehört, daß der Mensch ganz für Gott lebt. Aber auch Dinge, die dem Dienst Gottes geweiht sind, bezeichnen wir als heilig: das Heiligtum des Gottes-

hauses, die heiligen Gefäße, während wir Personen, die in diesem besondern Verhältnis zu Gott stehen, gewöhnlich nicht heilig, sondern einfach gottgeweiht nennen. Das beiden Gemeinsame, die Gottesweihe, findet sich nun, und zwar in unergleichlich vollkommener Weise, in einer andern Art von Heiligkeit, die uns bloß durch den Glauben bekannt ist. Es ist jene, die uns durch eine Gabe zuteil wird, die wir recht bezeichnend heiligmachende Gnade nennen. Sie ist Grundlage und Ausgangspunkt aller Vollkommenheit, d. h. derjenigen, die im jetzigen Zustand der Menschheit allein vor Gott Wert hat, und sie selbst macht uns schon in einem wahren Sinn vollkommen. Denn die Gnade bringt uns, wie wir wissen, ein neues, göttliches Leben, da sie uns teilhaft macht der göttlichen Natur (2 Petri 1, 4). Mit ihr überkleidet sie unser geschöpfliches Leben, aber nicht rein äußerlich; unser Innerstes durchdringt, erhellt, verklärt sie. Vordem waren wir geboren als Kinder Adams, jetzt sind wir wiedergeboren als Kinder Gottes. Wenn wir aber Kinder Gottes sind, dann sind wir Gottgeweihte, Heilige. Wo gäbe es eine höhere Gottesweihe als die Gotteskindschaft? Sie besteht dazu gerade darin, daß wir in unbegreiflicher Weise an der unzerstörbaren Heiligkeit Gottes selber teilnehmen, an jener Gerechtigkeit, mit der Gott sein eigenes Gut und seine Ehre sucht, an jener Liebe, mit der Vater und Sohn sich im Heiligen Geist umfassen.

Ja, mit der Gotteskindschaft werden uns schon Tugenden geschenkt, vorab die göttlichen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Auch das sind ganz innere, verborgene Gaben. Wir führen ihretwegen nicht gleich ein sittlich vollkommenes Leben. Aber die eingegossenen Tugenden sind keine, die uns Gott in die Seele senkt, damit reiches, heiliges Leben ihnen entspringe. Die erworbenen Tugenden müssen sie erst verebeln. Es ist nicht zu verwundern, wenn rationalistische Religionsforscher diesen Heiligkeitsbegriff, der bloß aus dem Glauben geschöpft ist, nicht würdigen. Wir Katholiken müßten es um so mehr, denen er so Großes und so Vieles kündigt. Wohl kann auch der Heide sich als Kind des Vatergottes fühlen, dessen Huld ihn überall umgibt. Aber der unendliche Abstand von seinem Schöpfer muß ihn lehren, daß ihm dieser Ehrentitel nur in einem ganz unvollkommenen Sinn zukommt, daß er nur der letzte Anecht eines Herrn von unsagbarer Majestät ist. Wir aber haben in Wahrheit den Geist der Kindschaft empfangen, in dem wir rufen: Abba, Vater! (Röm. 8, 15.) Darum nennt mit Recht der Apostel die Gläubigen Gottgeliebte und Heilige. Er will damit nicht sagen, daß sie schon eine

außerordentlich hohe Stufe sittlicher Vollkommenheit erreicht haben, wohl aber, daß sie durch den Besitz göttlichen Lebens und übernatürlicher Tugend dem Dreimalheiligen in aller Wahrheit ähnlich geworden sind.

Ist also Heiligkeit in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes als sittliche Vollkommenheit für den Katholiken belanglos? — Es ist wahr, sie ist für ihn nicht mehr, um mich so auszudrücken, Selbstzweck; sie muß ihm immer dazu dienen, jene übernatürliche zu erlangen oder zu vermehren. Tut sie das nicht, so ist sie ihm Tugend ohne übernatürlichen Wert, eine bloße Scheintugend. Soweit sie es aber tut, wird sie durch nichts so gefördert wie eben durch die Gnade, und statt zu fallen, steigt sie an Wert.

Schon durch ihre bloße Gegenwart wirkt die heiligmachende Gnade darauf hin, das Vollkommenheitsstreben im Menschen zu wecken. Täglich beobachten wir, wie Stand und Standesbewußtsein das Handeln der Menschen aufs stärkste beeinflussen. Arbeiter-, Bürger-, Fürstentum unterscheiden sich durch ihre ganze Lebensart; alle stimmen zugleich darin überein, daß jeder seinem Stande Ehre machen möchte. Welch gewaltigen Einfluß könnte und sollte da erst das Bewußtsein ausüben, daß wir Kinder Gottes heißen und sind! Wie sollte es Stolz, Freude, Familiensinn wecken! In Wahrheit, der bloße Gedanke an unsere göttliche Abstammung, unsern göttlichen Adel könnte, tief genug erfaßt, genügen, uns Wegweiser und Hüter auf dem Weg zur Vollkommenheit zu sein: Du bist ein Kind des Allheiligen, lebe des Vaters würdig! Wie du seiner Natur ähnlich bist, so verähnliche dich auch seinen göttlichen Sitten!

Dieser Stolz, dieses hochgemute Wollen der Kinder Gottes hat das Eigenartige, daß es die zarte Demut nicht knickt. Es ist, wie wenn die königliche Rose zugleich den verborgenen Duft des Weichens aushauchen könnte. Das kommt daher, daß die Kinderschaft Gottes ganz Gnade ist. Jeder Christ kann und muß sagen: Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin (1 Kor. 15, 10). Aus lauter Erbarmen und Güte des Vaters ist das Gewand des Kindes gewoben. Je herrlicher es glänzt, um so mehr ist es Gnade, unverdient; je strahlender es wird, um so mehr steht es im Lichte Gottes. War die eigene Mitwirkung noch so groß: was Gott getan hat, ist unvergleichlich mehr. So muß es notwendig geschehen, daß die größten Heiligen, die dem Vaterherzen Gottes am nächsten stehen, auch die demütigsten sind. In ihrem Innern ruht das Pauluswort: Was hast du, das du nicht empfangen hättest? (1 Kor. 4, 7.)

Diese Demut wird noch vertieft durch den Blick auf Vergangenheit und Zukunft. Nach beiden Seiten wirft die Glaubenssonne ihr Licht und gibt uns ganz neue Erkenntnisse, die für das christliche Leben von einschneidendster Bedeutung sind.

Was waren wir, bevor wir die heiligmachende Gnade erhielten? Etwas gute Wesen, Gott wohlgefällige Geschöpfe? Waren wir nicht vielmehr alle Kinder des Zornes? Ein übernatürliches Ziel war uns gesteckt. In unserem Stammvater Adam hatten wir es verloren. Es wiederzugewinnen vermochten wir nicht. Nur den Weg des Verderbens konnten die Menschen noch finden, und sie haben ihn gefunden. Darum sagt der Völkerapostel: Alle haben gesündigt und entbehren der Ehre vor Gott (Röm. 3, 23). Augustin redet von der Menschheit ohne Christus und seine Gnade als einer *massa damnata*. Ignatius von Loyola zeigt uns in der ersten Woche der Exerzitien den Weg der Menschen, die große Prozession zur Hölle hinab; auch nicht einer würde bei ihr fehlen, wäre die Gnade nicht vom Himmel gestiegen. So ist die Kindschaft Gottes für uns doppelte Gnade: ein Entreißen aus der Macht Satans, ein Hinaufheben in den Vaterschoß Gottes. Aus Feinden hat sie uns zu Kindern gemacht. Welch große sittliche, demutschaffende Werte liegen doch in unserer Lehre von der Erbsünde!

Das ist die Vergangenheit, was bringt die Zukunft? Die Erfahrung lehrt es, noch klarer sagt's der Glaube. Das heilige Leben, das wir im Taussakrament empfangen, nahm uns nicht die böse Begierlichkeit, deren Stachel sich durch die erste Sünde so tief in unsere Natur hineingebohrt hat. Darum fühlen wir noch immer in uns das Gesetz des Fleisches, das dem Gesetz des Geistes widerspricht. Andere mögen lehren, wie der Mensch aus eigener Kraft die Natur unterjocht und zum göttlichen Idealbild emporstrebt. Wir Christen wissen seit Pauli Tagen auf das Seufzen unseres Geistes: Wer wird mich befreien vom Leibe dieses Todes? nur die eine Antwort: die Gnade Gottes durch Jesus Christus! (Röm. 7, 24 25.) Der Stolz wird mit Recht als das gefährlichste Laster bezeichnet, und als der gefährlichste Stolz der Eugendstolz. Aber diese Lehre kann ihn beugen und unschädlich machen: nicht durch meine sittliche Kraft, durch die Gnade siege ich über die Begierlichkeit, bleibe ich frei von Schuld. Und wieder ist diese Gnade notwendig, selbst die kleinen Sünden zu meiden und reine, fleckenlose Tugend zu üben. Durch den Glauben allein wissen wir, daß sie in ihrer Fülle nur der Gottesmutter zuteil geworden ist. Ohne Makel empfangen, ist Maria auch ohne Makel durchs Leben gegangen.

Welcher Mensch, wäre er ein noch so großer Herzenskenner, hätte etwas Ähnliches erfinden können wie jene göttliche Pädagogik der Gnade! Zum höchsten Stolz hebt sie das Geschöpf empor und senkt es zugleich hinab in den Abgrund der Demut. Ohne die Gnade werden wir schmachlich besiegt von unsern Feinden: Teufel, Welt und Fleisch; mit ihr können wir kühn rufen: Was wird uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal, oder Bedrängnis, oder Hunger, oder Blöße, oder Gefahr, oder Verfolgung, oder Schwert? (Röm. 8, 35.) Brauchen wir uns da nach andern Lebensquellen und Wegführern umzusehen? Heiligkeit ist höchstes geistiges Leben; Leben ist Entwicklung, Wachstum.

Von diesem Wachstum weiß uns der Glaube Wunderbares zu erzählen. Er führt uns an verborgene Quellen, die ständig fließen, um unser Tugendleben zu befruchten und zu immer größerer Reife zu bringen. Das sind zunächst die heiligen Sakramente. Hat sie Christus auch in erster Linie eingesetzt, um das Gnadenleben in uns zu mehren, so sollen sie doch nicht weniger eine Hilfe für das Tugendstreben sein. Sie sind uns Unterpfänder des göttlichen Beistands in der Stunde der Versuchung, zum Kampf gegen die Feinde drinnen und draußen, zum treuen Ausstehen und Voranschreiten auf dem Weg zu Gott. Von der heiligen Eucharistie wissen wir, daß sie das Feuer der Begierlichkeit in uns immer mehr dämpft, und bewundern diese Wirkung in zahlreichen Jugendlichen, die sich häufig dem Tisch des Herrn nahen. So haben wir in den Sakramenten, besonders der Buße und des Altars, Heiligungsmittel, wie sie sich außerhalb der Kirche nirgends finden. Da von „Sakramentenmagie“ sprechen, heißt wenig Verständnis für unsern Glauben und die Macht Gottes über den menschlichen Willen besitzen; der Einsichtige draußen kann uns nur darum beneiden, und wir drinnen können uns nicht genug glücklich preisen, daß wir soviel leichter als andere zum Berge Gottes hinaufzusteigen vermögen.

Wie fördernd muß dazu dieses Wissen von den sieben Gnadenquellen auf unsern Geist und unser Herz wirken! Gott tut unsichtbar das meiste! Dieser Gedanke ist eine wertvolle Stütze für den schwachen Menschen, der aus sich so langsam vorankommt. Edle Naturen spornt er an, auch ihrerseits alles zu tun, was in ihren Kräften steht. Andern kann er allerdings Anlaß werden zu falscher Sicherheit und Trägheit. Oft muß man Klagen gerade über die hören, die häufig die heiligen Sakramente empfangen, also innerlich wachsen an Heiligkeit, aber die Gebote nur schlecht beobachten, besonders das große Gebot der Nächstenliebe. Aber solche sind darum auch,

obgleich die Gnade in ihnen nicht gemindert wird, hienieden in größerer Gefahr, sie, die sie schlecht benutzen, zu verlieren, und werden im Jenseits der Strafe nicht entgehen. Dazu ist diese schlechte Nebenwirkung durchaus nicht das Gewöhnliche, wie man oft fälschlich übertreibt.

Noch in anderer Weise beeinflusst die sakramentale Gnadenspendung unser sittliches Wollen: sie fordert tätige Anteilnahme, Mitarbeit. Die unmündigen Kinder werden der Gnade theilhaft, ohne daß sie davon wissen und sich darum bemühen. Aber der Erwachsene erhält sie nur, wenn er sich durch religiöse Akte, wenigstens die gläubige Absicht des Gnadeneempfangs, vorbereitet.

Am tiefsten wirken die heiligen Sakramente jedoch unstreitig auf unsere Seele durch ihren wunderbaren Inhalt. Denken wir nur an die Aufnahme ins Gottesreich durch die Taufe, die Besiegelung mit dem Heiligen Geist in der Firmung, die geistige Auferstehung im Bußsakrament. Wer diese göttlichen Geheimnisse, die sich an ihm vollziehen, im Geist erwägt, wird dadurch notwendig zu eifrigem religiösen Leben angeregt. Verweilen wir noch einen Augenblick beim erhabensten Sakrament, der heiligen Eucharistie. Welch heilige Regungen und Entschlüsse können nicht in dessen Herz aufsteigen, der gläubig der heiligen Messe beivohnt, bewußt, daß hier in Wahrheit Gottes Sohn sich für ihn und mit ihm dem Vater als Opfer darbringt. Oder gibt es etwas, das ähnlich glühende Akte der Gottesliebe in der Seele wecken könnte wie der demütige Glaube, in der heiligen Kommunion den göttlichen Gnadenspender selbst empfangen zu haben? Das sind Anregungen zu echtem Vollkommenheitsstreben, wie sie sich sonst nirgends finden. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß uns die Freiheit bleibt, all dieses Große achtlos und andachtslos mitzumachen.

So köstlich die Seelennahrung ist, die wir in den heiligen Sakramenten empfangen, sie ist doch nicht die einzige, die Gott uns bereitet hat. Immerfort, auch wenn sich die Kirchenthüren hinter uns geschlossen haben, bietet er uns jene Hilfe zu einem heiligen Leben an, die wir die wirkliche oder wirkende Gnade nennen. Diese begleitet und durchdringt unsichtbar alle unsere guten Handlungen und erhebt sie aus ihrer irdischen Nichtigkeit in jene Höhe, in der wir als Kinder Gottes wohnen. Dadurch wächst die einfachste Pflichterfüllung so, daß der größte Staatsakt, die höchste Tat menschlichen Geistes wie nichts dagegen verschwindet. Denn was wir tun, ist Werk eines Königs-, eines Gotteskinds. Aber auch die natürliche Vollkommenheit unserer sittlichen Fähigkeiten wird durch die Gnade gemehrt. Die Vernunft kann uns über dieses ihr Eingreifen wenig sagen. Daher war

es möglich, daß schon in den ersten christlichen Jahrhunderten die Irrlehre aufkam, der Mensch vermöge aus sich den Weg der Tugend zu gehen. Demgegenüber belehrt uns der Glaube, daß die Gnade es ist, die den Verstand erleuchtet und den Willen stärkt, die uns rechtes Erkennen und heiliges Tun gibt. Heilsame Gedanken führt sie vor unser Bewußtsein und spornt uns an, entsprechende Entschlüsse zu fassen, und wie sie das Wollen gegeben hat, gibt sie auch das Vollbringen.

Allerdings wirkt die Gnade dabei gewöhnlich nicht wunderbar. So eng schließt sie sich an die psychologischen Denkgesetze und die natürliche, sittliche Entwicklung des Menschen an, daß man ihren Einfluß oft nur schwer feststellen kann. Er war mit Händen zu greifen, als sie zum ersten Mal nach dem Erscheinen Christi das Angesicht der Erde erneuerte. Die heldenmütige, übermenschliche Tugend der Heiligen läßt uns ganz spontan auf eine verborgene, übernatürliche Kraftquelle schließen. Spüren wir nicht manchmal auch im eigenen Herzen deutlich den Hauch der Gnade, wenn sie uns über unsere eigene Schwäche emporhebt und zu großmütigem Opfer begeistert? Im übrigen aber müssen wir uns durch den Glauben aufklären lassen, daß wir ohne Gnade nicht einmal den Versuchungen längere Zeit widerstehen, also noch weniger die steilen Pfade der Vollkommenheit erklimmen können. Selbst wo sich außerhalb des Christentums wahre Heiligkeit findet, ist sie darum ein Werk der Gnade, nicht bloß der sittlichen Kraft. Im Christentum aber gibt es keinen Heiligen, der nicht aus tiefster Überzeugung mit Paulus anerkennt: Nicht ich, sondern die Gnade Gottes mit mir (1 Kor. 15, 10).

So gewinnt die Gnade im Licht des Glaubens eine ungeahnte Bedeutung für unsern Fortschritt auf der Tugendbahn. Aber, möchte man fragen, verliert da nicht die sittliche Selbsttätigkeit ganz oder zum größten Teil ihren Wert? — Die Reformatoren haben allerdings die Wirksamkeit der Gnade so übertrieben, als brauche der Mensch gar nichts anderes zu tun, als sie gläubig annehmen, ohne sich weiter um gute Werke zu kümmern. Das war nicht nur dogmatisch, sondern auch praktisch ein verhängnisvoller Irrtum. Er mußte alles aus eigener Freiheit geborene Tugendleben ertöten, wenn man ihn folgerichtig in die Tat umsetzte.

Wie wunderbar ist demgegenüber die Harmonie zwischen göttlicher Hilfe und menschlichem Tun, wie wir sie aus unserer katholischen Glaubenslehre kennen! Die Gnade ist und bleibt ganz Gnade, Gottesgeschenk, und doch läßt sie unsere Freiheit unangetastet. So hoch jemand beim Aufstieg

gekommen ist, er kann die Gnade zum „Höher hinauf“ zurückweisen, er kann zur Tiefe hinabsteigen. Immer aber ist tatkräftiges, oft mühevollles Mitwirken notwendig. Ja nicht selten scheint es, als genüge die Gnade nicht für die durch die Erbsünde geschwächte Natur. Dann verlangt sie noch mehr als bloße Mitarbeit: sie will erst selbst durch heißes Gebet erflacht werden. Wer wollte es leugnen, daß ein solches Ringen um die Gnade eine höchste sittliche Leistung ist?

Doch dem, der mit der Gnade um die Gnade betet, versagt sie sich niemals. Er vermag alles in ihrer Kraft. Wer sich ihr hingibt, dem wird es auch klar, warum sie die Begierlichkeit nicht aus unsern Herzen genommen hat, wie einst unsern Stammeltern. Gerade da will sie das Übermaß ihrer Stärke auswirken, wenn der Mensch sich mitten durch eine Welt von Feinden durchringt zu seinem Gott. Aus demselben Grunde treibt sie manchmal zu den härtesten freiwilligen Opfern. Wo die Natur erliegt, will sie ihre Triumphe feiern. Das hat Paulus ausgedrückt mit den Worten: Ich habe Wohlgefallen an meinen Schwachheiten, an Mißhandlungen, an Nöten, an Verfolgungen, an Ängsten für Christus; denn wenn ich schwach bin, bin ich stark (2 Kor. 12, 10). Und wie manche hat es später gegeben, denen die Pilgersfahrt fern vom Herrn nur dadurch erträglich schien, daß sie für ihn leiden konnten!

Das ist die wachsende Saat der Tugend, durchleuchtet von unserem heiligen Glauben, durchglüht von der göttlichen Gnade!

Vollendung ist das Ziel jeglichen Tugendstrebens. Sie kann für den, der die rechten sittlichen Begriffe besitzt, nur darin bestehen, daß er möglichst vollkommen vereint wird mit Gott. In gewissem Sinn ist dieses Ziel schon hienieden zu erreichen. Viele heiligmäßige Menschen wandelten allzeit vor Gott, viele konnten sich auf dem Sterbebett sagen, daß sie schon Jahre, Jahrzehnte sich durch keinen freiwilligen Fehler mehr von ihm getrennt hatten. Wir nennen sie darum auch Heilige, Vollkommene. Andere werden von Gott wunderbar begnadet, tiefer in sein Wesen hineinzuschauen und glühender ihn zu lieben; sie gelangten durch ihre mystischen Erlebnisse zu einer großen Gottesnähe. Aber endgültig sind sie darum doch nicht ans Ziel gelangt. Der Gipfel unserer Vollkommenheit, den uns der Glaube wie von ferne zeigt, ragt in den Himmel hinein. Da erst werden wir Gott schauen wie er ist, und ihn lieben nach dem Maß unserer geschaffenen Fähigkeit, wie er es verdient. Dann fehlt unserer Vollendung, unserer Heiligkeit nichts mehr. Wie wird doch dieser Gedanke von uns Katholiken

mehr als von andern betont! Die Herrlichkeit des Himmels, wie der Heiland sie schildert oder der Seher auf Patmos geschaut hat, leuchtet ständig hinein in unser Leben. An den Wänden unserer Gotteshäuser sehen wir die Glorie der Heiligen, die einst auch die unsrige sein soll, in Sinnbildern gemalt; von der Kanzel aus wird sie uns immer vorgehalten, wenn auch nur mit den stammelnden Worten: Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört (1 Kor. 2, 9). Die irdischen Dinge erhalten für uns ihren wahren Wert durch den Lichtfaden, mit dem sie an den Himmel geknüpft sind.

Diese „Jenseitsreligion“ wird oft und heftig angegriffen. Das heißt aber die hohe aszetische Bedeutung dieser Lehre völlig verkennen. Wohl mögen einzelne übertreiben; Paulus mußte schon einige der Thessalonicher mahnen, über der Parusiehoffnung die Erdenarbeit nicht zu vergessen (2 Theff. 3, 11 12). Richtig verstanden, ist ihr Nutzen unermesslich. Wie schwer wäre es uns, die lockende Sinnenwelt nicht zum Ziel unserer Wünsche zu machen, wüßten wir nicht vom Vaterhaus drüben, wo wir alles das hundertmal reicher erhalten werden, und zwar unverlierbar. Mit Recht sagt der Völkerapostel, wir Christen wären beklagenswerter als alle Menschen, wenn wir keine Jenseitshoffnung hätten (1 Kor. 15, 19). Denn auf vieles müssen wir verzichten, vieles ertragen, um nach unserem Glauben zu leben. Ist das Joch Christi auch süß, so hat diese Süßigkeit doch zum großen Teil ihren Grund eben in der Aussicht: Unsere gegenwärtige und augenblickliche Trübsal bewirkt eine überschwengliche, ewige, alles überwiegende Herrlichkeit in uns (2 Kor. 4, 17).

Eine ganz besondere Kraft ist noch in der Lehre verborgen, daß wir durch die heiligmachende Gnade schon den Keim zu unserer himmlischen Vollendung in uns tragen. Als Gotteskinder sind wir schon jetzt Erben Gottes und Miterben Christi (Röm. 8, 17); im Himmel haben wir unsere Heimat und unser Bürgerrecht (Phil. 3, 20). Muß uns das nicht auffordern, schon hienieden ein himmlisches Leben zu führen? nicht einladen, einen heiligen und heilsamen Verkehr mit denen zu unterhalten, die schon zur vollkommenen Heiligkeit gelangt sind?

Doch ist dieses Erbrecht nicht unbedingt. Wir kennen die Unsicherheit des Heiles und die Notwendigkeit, die Gnade der Beharrlichkeit demütig zu erslehen. So haben wir Gelegenheit, uns im Vertrauen auf Gottes Vatergüte zu üben. Aber vor allem müssen wir arbeiten, uns den Himmel verdienen; denn er ist ein Lohn. „Wohl an, du guter und getreuer Knecht, weil du über wenig gegetreu gewesen bist, will ich dich über vieles setzen“

(Matth. 22, 21). Der Lohn wird um so größer, je heiliger unser Leben gewesen ist.

Viele Vorwürfe hat auch diese katholische „Lohnlehre“ schon über sich ergehen lassen müssen, obwohl sie so klar von Christus, Paulus, Jakobus vorgetragen wird. Man soll, so heißt es, nicht um Lohn Gott dienen, nur aus Liebe, nur um der Tugend willen. Wie wenig Menschenkenntnis verrät eine solche Forderung! Ist doch selbst für den treuen Diener Gottes die Aussicht auf den Himmelslohn ein kräftiger und oft notwendiger Ansporn. Sogar Christus hat diesen Beweggrund nicht verschmäht: Da ihm Freude in Aussicht stand, trug er das Kreuz (Hebr. 12, 2). Einer falschen Mystik gegenüber hat die Kirche, die erfahrene Seelenführerin, betont, daß auch die Vollkommenen bei ihrer ständigen Übung der Liebe die Hoffnung nicht außer acht lassen dürfen. Wenn schließlich Gott selbst seine ewige Verherrlichung und den Lohn unserer Seligkeit zur innigsten Einheit verbunden hat, müssen da nicht auch wir beides in einem erstreben?

So arbeiten wir um den himmlischen Lohn, den vom Vater verheißenen Denar. Und wir sind nicht neidisch, wenn andere, die weniger gearbeitet, die vielleicht erst in elfter Stunde das Tor des Weinbergs gefunden haben, denselben Denar erhalten. Wir kommen deswegen ja nicht zu kurz, da Gott selbst, das unerschöpfliche Meer der Seligkeit, unser Lohn sein wird. Es bleibt zudem drüben noch immer eine gewisse Ungleichheit. Wir werden uns unterscheiden, sagt der hl. Paulus, wie ein Stern vom andern an Klarheit (1 Kor. 15, 41). Selbst einen Trunk Wasser läßt Christus nicht unbelohnt; dürfen wir also nicht Ausgezeichnetes von ihm erwarten, wenn wir Ausgezeichnetes in seinem Dienst geleistet haben?

Das ist katholische Auffassung von der Heiligkeit, wenn auch noch manches beizufügen wäre, um sie vollständig wiederzugeben. Sie ist einzigartig wie unser Glaube, sie hat auch Anteil an der Vollkommenheit unseres Glaubens. Aus ihm ist vieles unmittelbar geschöpft, anderes abgeleitet und durch das Urteil der Kirche oder die Autorität großer Theologen bekräftigt. In dieser Lehre haben wir eine Quelle von Lebensweisheit, die auch beim größten sittlichen Niedergang nicht versiegt. Nur suchen müssen wir sie und aus ihr trinken, mit vollen Zügen, d. h. die Lehre kennen lernen und unser Tun nach ihr einrichten.

Wer wollte nicht sitzen an diesen herrlichen Wassern und schöpfen aus den Quellen des Heils, daß in seiner Seele wurzle und wachse heiliges Leben!

Emmerich Raik v. Frenk S. J.